

## Auf einmal ist alles anders

Absolute Dunkelheit und Leere. Ein Zustand im Nichts. Als ich langsam aufwache, weiß ich nicht, wo ich bin und welcher Tag es ist. Jegliches Zeitgefühl ist wie weggeblasen und meine Sinne sind völlig vernebelt, als ich versuche, meine Situation einzuordnen. Was ist passiert? War ich bewusstlos? Wie lange? Nur undeutlich erkenne ich die Umgebung, mein Blick ist völlig verschleiert. Über mir schimmert eine grelle Neonlampe, neben mir ein grüner Vorhang. Die einzigen vernehmbaren Geräusche sind irgendwelche Pieplaute, die rhythmisch die Stille unterbrechen. Ich kann die Töne jedoch nicht zuordnen – noch nicht.

Neben meinem Bett stehen elektronische Geräte und ein Infusionsständer, es liegen Tabletten herum. Nur langsam begreife ich, dass ich mich in einem Krankenhaus befinde. Ich brauche etwas Zeit, bis mir wieder einzelne Erinnerungsbruchstücke in den Sinn kommen: der Güterbahnhof, das Spielen auf den Waggons, der Knall, der Blutgeschmack im Mund – ich hatte einen schweren Unfall. Der Blick auf das Fußende meines Betts bestätigt mir meine Vermutungen: Meine Beine liegen in Schienen, beide höher gebettet und dick eingebunden. Bewegen kann ich sie nicht.

Doch irgendetwas stimmt nicht. Als ich weiterhin versuche meinen Zustand einzuschätzen und probiere, mich mithilfe meiner Hände etwas aufzurichten, merke ich sofort, dass die linke Hand und der Unterarm ohne Gefühl sind und nicht reagieren. Erst jetzt sehe ich, dass ein dicker Verband meinen Oberarm umschließt und dort aufhört, wo normalerweise der Ellbogen beginnt. Danach kommt nichts mehr: kein Unterarm, keine Hand.

»Wo ist der Rest meines linken Arms!«, denke ich. Panik macht sich breit.

»Haben die mir etwa meinen Arm abgeschnitten? Was ist passiert?«  
Ich fange an zu schreien. »Was ist los? Das kann doch nicht sein!«

Sofort kommt eine Pflegerin an mein Bett und versucht, mich einigermaßen zu beruhigen. Sie erklärt mir, was mit mir geschehen ist.

»Sie hatten einen schweren Unfall, Herr Sacher ...«

Weiter kommt sie mit ihren Ausführungen nicht. Ich muss sofort weinen.

Es kann sich niemand vorstellen, was einem in solch einer Situation durch den Kopf geht. Das Blut scheint in den Adern stillzustehen, man erleidet einen enormen Schock. Zwei Wochen hatte ich im Koma gelegen. Alles, was ich über diese Zeit zwischen dem Unfall und dem Aufwachen weiß, habe ich aus den Erzählungen der Schwestern, denen meiner Eltern und meiner Tante Käthl erfahren. Sie haben jeden Tag an meinem Bett gesessen und mir Beistand geleistet.

Als ich am Penzberger Bahnhof regungslos am Boden lag und vor Schmerzen wimmerte, verständigte ein Anwohner, der unser Treiben auf den Zügen durch das Fenster seiner Wohnung beobachtet hatte, sofort den Notarzt. Meine Freunde standen derweil wie angewurzelt um mich herum. Ich sah sie nicht, sondern hörte sie nur weinen. Zum einen waren sie wohl selbst schockiert, wie sie mich regungslos und schwer verletzt am Boden liegen sahen, zum anderen wussten sie wahrscheinlich gar nicht, wie man sich in einer solchen Notsituation verhält. Ich hätte es damals auch nicht gewusst.

Der Rettungswagen traf nach einer knappen Viertelstunde am Unglücksort ein. Der Sanitäter brauchte kein Fachmann zu sein, um zu wissen, dass mir nur starke Schmerzmittel etwas Linderung verschaffen würden. Seine Spritze wirkte schnell, ich schlief sofort ein.

Mein Zustand war dennoch extrem kritisch. Auch wenn ich den Stromschlag selbst überstanden hatte, war lange Zeit nicht sicher, ob ich das Unglück überleben würde. Durch das extrem starke Spannungsfeld war mein Körper quasi gekocht worden, zumindest fühlte es sich so an. Unter normalen Umständen wären aufgrund der enormen Hitze und der hohen Spannung irreparable Schäden an Herz und anderen wichtigen Organen entstanden und ich wäre sofort tot gewesen – doch irgendwie muss bei meinem Sprung über die Waggons ein Schutzengel (wahrscheinlich waren es sogar mehrere, eine ganze Familie) mitgeflogen sein, der etwas von seinem Handwerk verstand.

Meine schlimmsten Wunden waren die schweren Verbrennungen am linken Arm und an beiden Füßen – den Stellen, an denen der Strom in meinen Körper ein- und wieder ausgetreten war. Daneben hatte ich links an den Rippen und am rechten Oberschenkel Löcher in der Haut, die wie kleine Krater einer Explosion aussahen. So komisch es sich auch anhört: Der liebe Gott hat es gut mit mir gemeint. Ich habe überlebt!

Der Notarzt brachte mich sofort in das örtliche Krankenhaus nach Penzberg, wo ich eine erste Versorgung erhielt, die meinen Zustand stabilisieren sollte. Doch ich schwebte immer noch in Lebensgefahr. Vor allem mein linker Arm und der rechte Fuß machten den Ärzten Sorgen. Die Verbrennungen waren so stark, dass schnell klar wurde, dass beide Gliedmaßen nicht mehr zu retten waren. Die Extremitäten dienten dem Strom quasi als Überbrückungsstelle zwischen meinem Körper, der Oberleitung und dem Boden. Deshalb erlitt ich hier auch die schwersten Verletzungen. Ein Wort machte bei den behandelnden Medizinern bald die Runde: Amputation.

Da die Verbrennungen zu stark waren, um in Penzberg behandelt zu werden, wurde ich noch am selben Tag in die Intensivstation des Krankenhauses Großhadern im Münchner Westen überführt. Dort entschlossen sich die Ärzte endgültig dazu, die verbrannten Körperteile abzutrennen. In einer mehrstündigen Operation entfernten sie mir den linken Unterarm und Ellbogen sowie die Zehen des rechten Fußes. Um meinen Zustand stabil zu halten, wurde ich ins künstliche Koma versetzt. Ganze zwei Wochen siechte ich so vor mich hin – erst dann wachte ich auf. Die ersten Tage waren die schlimmsten. Wenn ich heute zurückdenke, waren es mit Sicherheit die furchtbarsten meines ganzen Lebens. Ich wollte einfach nicht begreifen, dass mein Arm weg war. Aber wer kann sich mit solch einer Situation schon von einem Moment auf den anderen zurechtfinden? Ich glaube, niemand. Oft weinte ich einfach hemmungslos vor mich hin – manchmal stundenlang.

Dazu kamen die schier unerträglichen Schmerzen. Jeden Tag wurden die Verbände gewechselt. An den Füßen war es immer

am schlimmsten. Dort wurden die Mullbinden direkt vom rohen Fleisch abgezogen. Ich hatte bald richtig Angst vor dieser Prozedur, die so furchtbar wehtat, dass ich jedes Mal laut aufschreien musste. Ich war froh, wenn in diesen Momenten jemand aus meiner Familie bei mir war. Ich wollte nicht alleine sein.

Anfangs war mein Zustand sogar so schlimm, dass mich niemand besuchen durfte. Die Ärzte hatten Angst, dass Keime in meine Wunden gelangen und sich so der Heilprozess unangenehm verzögern könnte. Aus diesem Grund wurde ich in einer möglichst sterilen Umgebung untergebracht. Ich war nur von Medizinern und Schwestern umgeben, von den Piepgeräuschen der verschiedenen Maschinen und dem Jammern der anderen Patienten – sowie dem von mir selbst. Meine Eltern, meine Brüder und meine Tante, die nahe des Krankenhauses in München wohnte, durften mich nur in Schutzkleidung besuchen: grüne Umhänge, Schuhüberzieher, Handschuhe, Haube und Mundschutz.

Für meine Familie war diese Zeit besonders schlimm. Wenn ich mich heute, als Vater zweier Kinder, in ihre Situation hineinversetze, dann schaudert es mich. Wenn dem eigenen Kind etwas passiert, dann ist das eines der schlimmsten Gefühle! Mein Vater arbeitete zum Zeitpunkt des Unfalls gerade in unserem kleinen Schrebergarten in Penzberg, mein jüngerer Bruder Christian kickte mit seinen Freunden beim Fußball und meine Mutter bereitete zu Hause das Abendessen für unsere Familie vor, als ich am Penzberger Güterbahnhof von dem starken Stromschlag durch die Luft geschleudert wurde.

Die Schreckensmeldung von dem schlimmen Unglück erreichte sie allerdings verspätet. Wie mir Mama später erzählte, überbrachten ihr die beim Unfall anwesenden Polizisten aus Furcht vor der Reaktion meiner Eltern nämlich nicht persönlich die Nachricht, sondern sie schickten stattdessen meine Freunde vor, die natürlich selbst noch völlig schockiert von dem Erlebnis waren.

Beide, Mama und Papa, ließen sofort alles stehen und liegen und versuchten, Neuigkeiten aus dem Penzberger Krankenhaus

zu bekommen. Gemeinsam saßen sie mit meinen Brüdern im Wohnzimmer und weinten. Als sie von meiner Verlegung nach Großhadern erfuhren, setzten sie sich sofort ins Auto und fuhren – angsterfüllt und noch unter Schock stehend – zu mir nach München ins Hospital. Sie begleiteten mich auch in den folgenden zwei Wochen, in denen ich im Koma lag. Jeden Tag kamen sie nach München ins Krankenhaus, um mich zu besuchen – obwohl ich nicht ansprechbar war. Es muss für sie eine genauso schlimme Zeit gewesen sein wie für mich.

Als ich aus meinem Tiefschlaf aufwachte, war ich über die Besuche meiner Eltern froh. Mein Zustand war in dieser Zeit äußerst labil – nicht nur physisch, sondern vor allem auch psychisch. Es fiel mir verdammt schwer, mich mit den Folgen meines Unglücks auseinanderzusetzen.

»Ich bin doch erst 16 Jahre alt und habe mein komplettes Leben noch vor mir«, dachte ich mir damals oft.

Und schon kamen mir wieder die Tränen. Meine Eltern bauten mich dann, soweit es ihnen möglich war, wieder auf. Doch viel Mut konnten sie mir nicht zusprechen. Ich war schlichtweg verzweifelt.

»Auf einmal ist alles weg! Vorbei! Ich werde nie wieder glücklich leben können!«, schrie ich deprimiert.

Wie jeder Mensch in diesem jungen Alter, hatte ich große Träume. Ich hatte gerade mit dem Mopedführerschein begonnen und träumte davon, Motocrossfahrer zu werden. Ich wollte Fußball spielen, um die Häuser ziehen und einfach Spaß haben. »Das alles soll jetzt nicht mehr möglich sein?«, fragte ich mich oft.

Und für mich als jungen Burschen war natürlich auch das Thema Mädchen wichtig. »Welche Frau will mich in meinem jetzigen Zustand? Selbst wenn ich aus dem Krankenhaus herauskomme, bleibe ich behindert. Welche Frau will denn schon einen Krüppel?«

Mir ist in diesen Stunden so vieles durch den Kopf gegangen. Und auf einmal merkte ich, wie schön es ist, gesund zu sein und keine Schmerzen zu haben. Und wie schön doch mein

bisheriges Dasein, über das ich bis dahin auch oft gejammt hatte, eigentlich gewesen war. Mein ganzes Leben zog in den ersten Tagen und Wochen im Krankenhaus noch einmal an mir vorbei.

## Abenteuer Transalp

Die finanzielle Sicherheit, die ich 2007 durch die Partnerschaft mit O.R.C.A. pharm gewann, ermöglichte es mir aber nicht nur, über die noch weit entfernten Paralympics nachzudenken. Zum ersten Mal hatte ich die Gelegenheit, meine Radkarriere auf eine halbwegs professionelle Ebene zu hieven. Natürlich ging ich weiterhin ganz normal arbeiten – das mache ich auch heute noch. Aber seit der Scheckübergabe konnte ich nun auch erstmals größere Projekte ins Auge fassen und mir ein Umfeld schaffen, das mich bei meinen Zielen unterstützt.

Auch hatte ich nun endlich die Möglichkeiten, auf das Thema Handicap-Sport aufmerksam zu machen. Etwas, das mir schon länger auf dem Herzen lag. In den Medien fristete der – damals noch viel mehr als heute – ein Randdasein. Zu Unrecht, wie ich finde. Denn die Leistungen sind auf genauso hohem Niveau wie bei nicht behinderten Sportlern auch. Zu zeigen, dass man auch mit Handicap großartige Leistungen vollbringen kann, das ist meiner Meinung nach die Pflicht eines jeden Behindertensportlers.

Im Juli 2007 startete ich deshalb zum ersten Mal bei der Jeantex-Tour-Transalp. Dieses siebentägige Etappenrennen durch die Alpen gehört zu den größten Veranstaltungen für ambitionierte Radsportler. 860 Kilometer, 18 Bergpässe und mehr als 18 000 Höhenmeter werden von den weit über 1000 Teilnehmern zwischen dem Startort Oberammergau und dem Ziel im italienischen Arco am Gardasee zurückgelegt. Dabei gibt es keinen Ruhetag oder Ähnliches. Man sitzt eine Woche lang fast nur auf dem Rad. Fast wie bei der Tour de France.

Das Besondere an diesem Rennen ist, dass man es in Zweier-teams bestreitet. Das heißt, dass man nicht für sich selbst auf eine individuelle Gesamtwertung fährt, wie das bei anderen Radrennen der Fall ist, sondern gemeinsam mit dem Partner.

Dabei ist der Teamgeist fast wichtiger als die sportliche Leistung. Hat der Kollege einen schlechten Tag, darf man ihm nicht davonfahren, sondern muss ihn so gut wie möglich unterstützen. Denn im Ziel wird immer die Zeit des zweitplatzierten Fahrers einer Mannschaft gewertet.

Zum ersten Mal gehört hatte ich von der Transalp schon, als ich noch hobbymäßig meine Runden durch das Alpenvorland drehte. Bei einer Trainingsfahrt traf ich zufällig zwei Radler, die mir von ihren Erlebnissen in den sieben Tagen berichteten. Gespannt lauschte ich ihren Ausführungen, und Worte wie Schmerz, Freude, Erschöpfung und Adrenalin ließen mein Interesse für die Tour schnell erwachen.

Zu Hause recherchierte ich im Internet sofort über das Rennen. Dabei stieß ich auf eine interessante Tatsache: Noch nie hatte ein Team mit zwei Handicap-Sportlern an der Transalp teilgenommen. Zwar gab es ab und an einzelne Behindertenradler, die die Strapazen auf sich nahmen, aber eben noch nie eine Mannschaft. Meine Idee, ein Handicap-Team im Feld der nicht behinderten Radfahrer über die Alpen zu schicken, war geboren. 2007 hatte ich endlich die Gelegenheit, sie in die Tat umzusetzen.

Ein Teampartner war schnell gefunden: Wolfgang Eibeck. Der Österreicher ist mehrfacher Paralympics-Sieger und hatte mir ein Jahr zuvor bei den Weltmeisterschaften in Aigle knapp den Titel im Einzelzeitfahren vor der Nase weggeschnappt. Weil ich mich mit ihm schon immer gut verstanden hatte, hielt ich es für eine gute Idee, ihn zu fragen.

Da wir fast gleich stark waren, erhoffte ich mir natürlich auch eine starke Performance unserer Mannschaft im Rennen. Bei einer guten Platzierung würden wir vielleicht mehr Aufmerksamkeit auf das Thema Behindertensport lenken können. »Wolfgang II« war von der Idee sofort hellauf begeistert. Beide nahmen wir das Projekt richtig ernst, wir wollten auf den Punkt fit sein. Ich fuhr im Vorfeld extra noch einige Tage nach Südtirol, um an den dortigen Dolomitenpässen die Bergfahreierei zu trainieren – Wolfgang machte es genauso.

Mit Birte Lexow, die uns nach den Etappen massierte, und Jürgen Goldhofer, der sich um die Räder und Hotels kümmerte, waren auch schnell zwei Betreuer gefunden, die uns das Leben während der Woche so weit wie möglich erleichtern sollten. Am 24. Juni 2007 rollten Wolfgang und ich in den blau-weißen Trikots des Teams O.R.C.A. pharm an den Start der Transalp.

Dass wir die Berge hinaufkommen und eine Woche später das Ziel erreichen würden, daran bestanden für mich keine Zweifel. Das Einzige, worüber ich mir wirklich Sorgen machte, waren die Abfahrten. Wahrscheinlich war ich der einzige Teilnehmer der Transalp, der sich davor fürchtete. Aber mit einem Arm 20 Kilometer in engen Serpentinaugen bergab zu kurven und dabei nur Zentimeter am Abgrund vorbeizuschrammen – das ist irrsinnig anstrengend.

Schon allein das Fahren in einem so großen Teilnehmerfeld ist für einen Einarmigen nicht einfach. Wenn sich 1200 Räder durch enge Straßen wühlen, dann gibt das ein furchtbares Gedränge – es braucht sich nur irgendwer falsch zu verhalten oder seine Fahrlinie zu verlassen und man liegt am Boden. Aus diesem Grund hielten Wolfgang und ich uns anfangs auch sehr zurück. Wenn wir das Ziel am Gardasee erreichen würden, dann hätte das eine große Signalwirkung für viele andere behinderte Menschen – wenn nicht, wäre das Projekt umsonst gewesen.

Die erste Etappe führte von Oberammergau nach Imst. Es waren 110 Kilometer und 2230 Höhenmeter zu bewältigen. Darunter mit dem Ammersattel und dem Hahntennjoch die zwei ersten schwierigen Alpenpässe. Nachdem der Startschuss gefallen war, hatten wir unsere guten Vorsätze, es langsam angehen zu lassen, allerdings schon wieder über den Haufen geworfen. Von Oberammergau aus ging es nämlich verdammt rasant los. Aus dem großen Fahrerpulk wurde schnell eine lange Schlange. Jeder versuchte, sich im Windschatten des Vordermanns möglichst klein zu machen, um Kraft für die bevorstehenden Anstrengungen zu sparen. Die größte Schwierigkeit des Tages,

das fast 2000 Meter hohe Hahntennjoch, wartete schließlich erst ganz am Ende auf uns.

Extra für die Berge hatte ich mir sehr leichte Laufräder an meinen Renner montiert – komplett aus Carbon gefertigt. Da die Teile jedoch erst in der Woche vor der Transalp bei mir angekommen waren, hatte ich sie vorher noch nie zur Probe gefahren. Ein schwerer Fehler, für den ich bereits auf der ersten Abfahrt Lehrgeld zahlen musste. Carbon-Laufräder sind nämlich von Natur aus schwer zu bremsen. Es gibt sehr oft ein unangenehmes »Ruppeln« und man kann die Verzögerung nicht so leicht dosieren wie bei den standardmäßigen Alurädern. Erst recht nicht mit einer kombinierten Bremse für das Vorder- und Hinterrad, so wie ich sie für die Bedienung mit einer Hand benötige.

Bei der Abfahrt vom Ammersattel zog ich also in einer scharfen Rechtskurve die Bremse, als plötzlich mein Hinterrad blockierte. Natürlich war ich nicht darauf gefasst – und mit einem Arm lässt sich ein solcher Vorfall auch nicht so leicht ausgleichen wie mit zweien.

»Scheiße, jetzt fliegst du gleich«, dachte ich noch und schon knallte ich auf den Boden.

Doch bevor ich wirklich liegen blieb, kam der unangenehme Teil eines Sturzes: Ich schlitterte meterweit über den Asphalt und blieb erst im Straßenbegleitgrün liegen.

Und ich blieb erst einmal wirklich liegen. Zum einen war ich schockiert. So hatte ich mir den Beginn der Transalp natürlich nicht vorgestellt. Ein Sturz kann sicherlich immer passieren, aber auf der ersten Etappe musste das nicht sein. Erst nach einiger Zeit versuchte ich mich zu bewegen und zu sammeln. Zwar hatte ich große Schmerzen, doch es schien zumindest nichts gebrochen. Meine Radhose war zerfetzt, mein Hinterteil auf der rechten Seite offen. Auch meine Füße und Ellbogen bluteten.

Mein Rad trug außer ein paar Kratzern ebenfalls keine größeren Schäden davon. Wolfgang fuhr bei der Abfahrt weit vor mir und bekam von meinem Sturz nichts mit. Da ich unser Projekt nicht zum Scheitern bringen wollte, biss ich die Zähne zusam-

men und fuhr weiter. Dank des durch den Sturz verursachten Adrenalinschubs vorerst auch ohne große Schmerzen.

Zügig fuhren wir ins Ziel und brachten die Etappe trotz des Unfalls gut hinter uns – sogar auf Platz 23 in der Elitewertung. Ein Raunen ging durch die Zuschauermenge, als uns der Moderator nach dreieinhalb Stunden Fahrzeit im Zielbereich in Imst ankündigte und mich die Menschen mit meinem zerfetzten Trikot so weit vorne sahen.

Vom Rennarzt wurde ich sofort nach meiner Ankunft erst einmal richtig behandelt. Die Schürfwunden an Beinen und Becken wurden gesäubert, meine etwas größere, blutende Wunde am rechten Ellenbogen verbunden. Dazu bekam ich noch ein paar Tabletten gegen die Schmerzen verabreicht. Auch unsere Betreuerin Birte kümmerte sich im Hotel noch einmal ausgiebig um meine Blessuren.

Doch beim Abendessen merkte ich bereits, dass das Hämatom auf der linken Beckenseite trotz der Behandlungen immer schlimmer wurde. In der Nacht konnte ich nicht schlafen. Je-



Bildunterschrift  
2zeilig

des Mal, wenn ich mich im Bett umdrehte, durchfuhren mich Schmerzen. Schweißgebadet lag ich wach und zählte die Minuten bis zum nächsten Morgen.

Am zweiten Tag wurde es noch viel schlimmer. Zum einen merkte ich erst jetzt die Folgen des Sturzes richtig: Über Nacht waren aus den Schürfwunden Blutergüsse geworden, die sich von einem normalen Blau langsam in ein dunkles Lila verfärbten. Beim Frühstück bekam ich keinen Bissen hinunter. Zum einen war ich hundemüde von der schlaflosen Nacht, zum anderen war mir sehr schlecht. Die Schmerztabletten ließen meinen Magen rebellieren und der Blick auf meine Wunden verdarb mir den Appetit erst recht. Doch damit nicht genug. Bei der zweiten Etappe von Imst nach Ischgl lag ich am ersten Berg, dem Arlbergpass, schon wieder auf der Schnauze.

Mitten auf der Straße lag ein großer Steinbrocken, dem ich nicht mehr ausweichen konnte. Mein Rad verstellte sich und ich konnte es nicht mehr ausgleichen. Ich fiel. Schon wieder. Und dann auch noch auf die rechte Seite. Diejenige, auf die ich am Vortag schon gefallen war. Meine Wunden am Ellbogen, die gerade etwas zugewachsen waren, platzten sofort wieder auf. Mit schmerzverzerrtem Gesicht lag ich im Straßengraben.

»Das hat doch keinen Sinn mehr«, dachte ich.

Meine Motivation, weiterzumachen, sank gegen null. Am liebsten wäre ich einfach sitzen geblieben und hätte nichts mehr gemacht. Alles um mich herum war mir in diesem Moment egal.

Einige der Fahrer, die an mir vorbeifuhren, dachten sich bestimmt: »Oh, schon wieder der Einarmige. Der ist ja gestern erst gestürzt!«

Wolfgang blieb bei mir. Ich wollte einfach liegen bleiben, hatte keine Lust mehr. Er motivierte mich allerdings, doch wieder aufzustehen, mich auf mein Radl zu setzen und zu fahren.

»Wolfgang, das ist unser Projekt«, sagte er. »Gib dir einen Ruck. Zu zweit schaffen wir das!«

Ich stand auf.

In seinem Windschatten kämpfte ich mich in Richtung Etap-

penziel in Ischgl. Am letzten Berg des Tages, der Bielerhöhe, ging allerdings gar nichts mehr. Ich fühlte mich richtig mies, hatte schlicht keine Kraft mehr. Der Schweiß lief mir das Gesicht herunter und brannte in den Augen, dazu der pochende Schmerz im Ellbogengelenk und der blutverschmierte Arm – mir ging es echt schlecht. Wieder war ich nahe dran, die Tour aufzugeben. Einfach alles hinschmeißen – das erschien mir in diesem Moment als die beste Idee.

Und erneut baute mich Wolfgang auf. Obwohl er selbst nur eine Hand hat, schob er mich mit seinem Armstumpf in den Kehren an. Immer wieder gab er mir einen kleinen Schubs, mit dem er mir zumindest ein paar Meter etwas Schwung verschaffte. So kämpften wir uns Kehre für Kehre den Berg hinauf. Wir erreichten schließlich Ischgl. Erschöpft setzte ich mich im Zielbereich auf den Boden. Es war erst der zweite Tag. Und der war noch viel schlimmer als der vorherige. Es war die Hölle.

Am Abend im Hotel sah ich deshalb keinen Sinn mehr darin, weiterzufahren. Ich wusste, dass mir wegen meiner Sturzverletzungen eine weitere schlaflose Nacht bevorstand. Doch das zu sagen, traute ich mich dann doch nicht. Es steckte so viel in diesem Projekt: Das Geld des Sponsors, die Arbeit der Betreuer und nicht zuletzt das Ergebnis meines Teampartners Wolfgang, der ja aufgrund der Regularien abhängig von mir war.

Für ihn tat es mir besonders leid. Ich hatte mir ja im Vorfeld schon Druck aufgeladen, da ich wusste, dass er der etwas bessere Fahrer von uns beiden war. Doch jetzt kam ich mir nur noch wie ein schwerer Betonklotz vor, der ihn bremste und den er hinter sich herziehen musste. Wolfgang hatte ja genauso viel Zeit und Kraft wie ich in das Projekt investiert. Am Abend im Zimmer sprach ich lange mit ihm über meine Gedanken. Er unterstützte und verstand mich.

»Mach dir nicht so viele Gedanken«, sagte er. »Sieh das nicht so eng. Wir gehen es lockerer an.«

Zu ersten Mal in meinem Leben spürte ich, was es heißt, Sport auf Profiniveau zu betreiben, und welche große Last dahintersteckt.

»Wolfgang, ab sofort trinken wir jeden Abend ein Weißbier, damit du lockerer wirst«, munterte er mich auf. »Drei Weißbier sind schlecht, aber eines oder zwei sind okay.«

Durch das Grinsen in seinem Gesicht verstand ich: Ich setzte mich selbst viel zu sehr unter Druck.

Als ich am Morgen des dritten Tages aufwachte, ging es mir erstaunlicherweise besser. Von Ischgl führte uns die Etappe ins südtirolerische Naturns. Ich fühlte mich tatsächlich fitter, konnte aber mit Wolfgang noch nicht mithalten. Zu angeknackst war ich noch von den Sturzverletzungen. Wir vereinbarten deshalb, dass Wolfgang auf diesem Abschnitt für sich alleine sein Tempo fahren sollte. Ich machte hinten das Gleiche. So musste keiner auf den anderen Rücksicht nehmen und wir konnten beide unseren Rhythmus finden.

Es war der Anfang einer guten Tour. Von Etappe zu Etappe konnte ich mich nun steigern. Am vierten Tag, von Naturns nach Livigno, war ich es dann, der richtig drückte. Es galt, das Stilsfer Joch zu überqueren. Der Stelvio, wie der Pass auf Italienisch heißt, ist mit 2757 Metern der höchste Gebirgspass Italiens und gleichzeitig der zweithöchste asphaltierte Gebirgspass der Alpen.

Das Besondere an dieser Bergstraße ist ihre Architektur: In 48 Kehren schlängelt sich der Weg in die Höhe. Dabei ist er in drei Abschnitte gegliedert: Der erste führt durchs Tal, der zweite durch den Wald und der letzte verläuft oberhalb der Baumgrenze. Alles wird dabei vom atemberaubenden Anblick des Ortlermassivs eingerahmt – überwältigend!

Gemeinsam mit Wolfi schraubte ich mich in die Höhe. Ich hatte mein Tief überwunden und von nun an holten wir im Feld die Zeit wieder auf, die wir wegen meiner Verletzungsmisere in den vergangenen Tagen verloren hatten. Und nicht nur das: Am Ende schafften wir es, die Jeantex-Tour-Transalp erfolgreich zu beenden.

Auf Rang 22 von 600 Mannschaften überquerten wir nach 860 Kilometern und fast 19 000 Höhenmetern die Ziellinie am

Gardasee. Durch den Schlussbogen in Riva del Garda – dem letzten Etappenort – fuhren wir beide jubelnd nebeneinander. Ein geniales Gefühl. Nach sieben Tagen hatten wir es geschafft. Wir grinsten uns an und nachdem wir von unseren Rädern gestiegen waren, umarmten wir uns. Unser Projekt war vollendet!

Zu meiner Überraschung erwartete mich meine Frau Sabine im Ziel. Auch mein Hauptsponsor Ernst-Otto von Drachenfels war mit seiner Frau Angela gekommen. Nach einer kurzen Pause und einem gemeinsamen kleinen Imbiss fuhren wir zu unserer Unterkunft, die uns ein Bekannter empfohlen hatte. Dieser war dort selbst eingebucht. Doch schon der günstige Preis hatte uns stutzig gemacht: Nur 18 Euro sollte die Übernachtung mit Frühstück kosten. Nach langem Suchen fanden wir die Pension schließlich direkt an der Hauptstraße.

Wenn es nur das gewesen wäre, hätten wir alle kein Problem damit gehabt. Also nahmen wir erst einmal unsere Gepäcktaschen aus dem Teambus und checkten ein. Der Weg zu den Zimmern war jedoch schon einige Lacher wert: Erst ging es vorne in die Pension hinein, dann mit den Taschen im ersten Stock wieder aus dem Gebäude heraus. Über das Garagendach zu einer weiteren im Rohbau befindlichen Treppe führte uns der Weg hinauf in den zweiten Stock, bis wir vor unseren Zimmern standen.

Als ich mich jedoch auf das Bett setzte, fiel ich sogleich auf den Boden. Das Bett war kaputt. Die Besichtigung der gemeinsamen Dusche und Toilette ließ uns dann den Atem stocken. Alles war schwarz! Schimmel, Ungeziefer & Co. Nach sieben Tagen Radrennen in Folge war uns das dann doch etwas zu krass. Unser Fazit fiel einstimmig aus: Abreise!

So fuhren wir wieder zurück nach Riva. Sabine und ihre Freundin hatten sich in einer kleinen Pension eingemietet. Dort setzten Wolfgang und ich uns erst einmal hin. Während wir beide mit verdientem Weißbier unseren Durst löschten, suchten unsere Betreuer Birte und Jürgen eine neue Bleibe für uns. Kei-

ne leichte Aufgabe. Schließlich waren gut 1200 Radfahrer mit Begleitung in Riva angekommen.

Sie wurden trotzdem fündig: im Grandhotel direkt am Gardasee. Schon beim Einchecken fielen Wolfgang und ich angesichts des Luxus aus allen Wolken – im Zimmer dann noch mehr! Der Begriff Wohnung hätte hier besser gepasst: Als wir eintraten, befand sich rechts eine große Duschlandschaft. Danach ging es die Treppe hinauf in das Wohnzimmer. Ein riesengroßer Plas-mabildschirm zierte die Wand. Aus dem gefüllten Kühlschrank entnahmen wir auch gleich ein Bierchen. Dann ging es noch eine weitere Treppe nach oben in das Schlafzimmer. Natürlich wieder mit einem großen Flachbildschirm an der Wand. Sehr luxuriös!

Dass wir alle im Anschluss zusammen zum Feiern gingen, war selbstverständlich. Und genauso extrem, wie die Erlebnisse während der Transalp waren, so groß fiel unsere Fete am Gardasee aus.

Noch in der Nacht beschloss ich für mich: »Die Transalp will ich wieder fahren!«

2009 und 2010 stand ich deshalb erneut am Start des sieben-tägigen Etappenrennens. Und es wird wohl nicht das letzte Mal gewesen sein. Ich kann diese Veranstaltung aufgrund ihrer sehr guten Organisation und der ganz außergewöhnlichen Atmosphäre nur jedem wärmstens ans Herz legen. Es ist ein Erlebnis der besonderen Art!